

3. Methoden

Das folgende Kapitel beschreibt zum einen ausführlich meine methodische Vorgehensweise und zum anderen den methodisch-analytischen Zuschnitt, der meine Auswertung bereicherte. Die Grounded Theory prägte alle meine Forschungsphasen und beeinflusste ebenso meine Forschungsperspektive. Mittlerweile ist die Grounded Theory eine breit diskutierte Methode, die in unterschiedlichen Disziplinen eingesetzt wird und verschiedene Ausrichtungen umfasst. Daher beschreibe ich die aus meiner Sicht zentralen Eigenschaften der Grounded Theory, die ich in meiner Forschung umgesetzt habe. Weiter gehe ich auf meine analytisch-methodische Rahmung ein, die im fortschreitenden Forschungsprozess die Analyse und die Darstellung meiner Ergebnisse beeinflusste. Der narrativ-organisationssoziologische Zugang sowie die kultursoziologische Perspektive ermöglichten die Präzisierung des Forschungsgegenstands, d.h., der Fokus wurde zunehmend auf organisationale Narrative, die Differenzen (de-)thematisieren gerichtet.

3.1 Grounded Theory als Forschungsstil

Mein methodisches Vorgehen ist von der von Strauss und Glaser entwickelten Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 2010 [1967]) geprägt. Diese wird auch als ein Forschungsstil bezeichnet, da sie nicht auf eine Methodik reduziert werden kann (vgl. Mey/Mruck 2007, 12; Breuer 2010, 40). Viele Autor*innen weisen auf die Schwierigkeit hin, Grounded auf Deutsch zu übersetzen. Strübing (2008) sieht folgende Beschreibung am nächsten, die allerdings aus seiner Sicht umständlich erscheint: »Forschungsstil zur Erarbeitung von in empirischen Daten gegründeten Theorien« (2008, 14). Die Grounded Theory umfasst grundsätzliche Überlegungen, die vom Anfang eines Forschungsprozesses bis hin

zur Publikation der Forschungsergebnisse leiten. Die vorliegende Arbeit wurde daher in allen Phasen weitgehend von der Grounded Theory geprägt.

Verschiedene Aspekte werden als grundlegend für diesen Forschungsstil erachtet. Eines der Herzstücke ist dabei das iterativ-zyklische Vorgehen. Dieses unterscheidet sich gegenüber Forschungsdesigns, in denen die Forschungsphasen getrennt nacheinander chronologisch ablaufen, wie z.B. der Erarbeitung der Theorie, des Forschungsstands und der Datenerhebung, Analyse und Verschriftlichung der Ergebnisse. Vielmehr »betont die Grounded Theory die zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung« (Strübing 2008, 14). Das »zirkuläre Ablaufmuster« der Grounded Theory zeichnet sich durch einen ständigen Wechsel zwischen »Datenerhebung und Theoriebildung« (Hermanns 1992, 114) aus. Weiter soll, wie bereits die Übersetzung andeutet, die Theoriegenerierung »gegroundet« sein, also empirisch begründet. Damit ist der Forschungsprozess immer stark von der Empirie bzw. den Daten, die in der Feldforschung produziert werden, geleitet.

3.1.1 Langsames Einkreisen des Forschungsgegenstands – Von Beruf und Geschlecht zum Sprechen über Diversität zur Nicht-Thematisierung von Differenzen

In der vorliegenden Forschung war der Forschungsgegenstand und die Forschungsfrage nicht vorab definiert. In der Logik einer qualitativen Vorgehensweise wie die der Grounded Theory oder der Ethnografie, die den iterativ-zyklischen Prozess berücksichtigt, ist die Forschungsfrage zunächst offen und wird im mehrfachen Wechsel zwischen Datensammlung und -auswertung weiter präzisiert: »Der Blickwinkel wird fortschreitend zugespitzt, der Fokus zugezogen, die Selektivität gesteigert« (Breidenstein et al. 2013, 45; vgl. Breuer 2010, 54ff.).

Ursprünglich interessierte mich die Frage der Verschränkung zwischen Geschlechter- und Berufskonstruktionen in der Polizei. Nach der Auswertung der ersten zwei narrativ-biografischen Interviews entschied ich mich, den Fokus auf die Diversität und soziale Differenzen im Allgemeinen zu legen. Die Daten waren hinsichtlich der Thematisierung von Geschlecht vielversprechend, allerdings stellten sich auch andere soziale Differenzen als relevant dar. Nach einer weiteren Datenerhebungs- und Auswertungsphase, die sich auf Diversitätsnarrative in der Polizei fokussierte, wurde ein entscheidender Schritt in Richtung des definitiven und eingegrenzten Forschungsgegenstands ge-

legt. Die Diversitätsnarrative stellten sich als oberflächlich, fragmentarisch und teilweise widersprüchlich dar. Statt das Datenmaterial zu hinterfragen oder die Interviews als »gescheitert« zu betrachten (vgl. Eckert/Cichecki 2020 zum produktiven Umgang mit »gescheiterten« Interviews), interpretierte ich die karge und schweigsame Thematisierungsart als polizeiliche Sprechart, die in beiden untersuchten Polizeikorps ein wiederkehrendes Muster darstellte. Gleichzeitig begann ich, im Material nach Kontrastthemen, -momenten und -narrativen zu suchen, in denen Differenzen nicht vorkamen. Damit gerieten die fragmentarischen und legitimatorischen Thematisierungen von Differenz, die eher an eine Polizeiimagepflege erinnern, zunehmend in den Hintergrund. Stattdessen wurde im fortschreitenden Analyseprozess deutlich, dass die Glättung von eigenen potenziellen Differenzen ein vorherrschendes Erzählmuster von Polizist*innen darstellt und von gemeinschaftsfördernden Polizeinarrativen verstärkt wird.

Für die Analyse der Glättungen waren insbesondere Ansätze aus der Geschlechterforschung und Kulturosoziologie hilfreich, um die Thematisierungen sowie Dethematisierungen methodisch-analytisch zu erfassen (vgl. Kapitel 3.4). Im weiteren Prozess wurde statt Diversität auch den Begriff der Differenz verwendet. Da in vielen Schweizer Korps Diversitätskonzepte keinen relevanten Bezug darstellen, bzw. Gleichstellung höchstens in Form von Frauenförderung thematisiert wird, erschien mir dieser Begriff zu wenig gegroundet. Der Begriff der Differenz knüpft zudem an die erwähnten methodischen Konzepte an. Zuletzt im Forschungsprozess wurde der analytisch-theoretische Rahmen zusätzlich mit den Idealtypen der Bürokratie und Kollegialität angereichert. Diese Theorien ermöglichten es, die von mir rekonstruierte Praxis der Differenzglättungen in einen organisationalen Kontext einzuordnen und mit Vergemeinschaftungsprozessen noch stärker in Relation zu setzen. Weiter ermöglichte es, die Analyseergebnisse in die Theoriedebatten einzuordnen und zu deren Weiterentwicklung beizutragen.

3.1.2 Theoretische Offenheit bis zum Schluss der Forschungsarbeit

Der klassische Aufbau einer Arbeit, also dass Ergebnisse nach der Darlegung von Theorien und Forschungsstand erfolgt, vermag den iterativen Prozess einer Grounded-Theory-orientierten Forschung kaum abzubilden und könnte den Eindruck erwecken, deduktiv vorgegangen zu sein (vgl. Turba 2018, 129). Tatsächlich kamen in unterschiedlichen Forschungsstadien verschiedene Theorien in Frage, die nicht immer weiterfolgt oder sogar verworfen

wurden. Die neoweberianische Theorie von Organisationen als bürokratische und kollegiale Gebilde zugleich entdeckte ich beispielsweise erst gegen Ende des Forschungsprozesses und erschien mir als Gewinn für die gesamte Einordnung meiner Ergebnisse.

Die Grounded Theory zeichnet sich durch ihre »theoretische Offenheit« (vgl. Breuer/Muckel/Dieris 2019, 143) aus, der Blick auf den Forschungsgegenstand sollte nämlich nicht voreilig von bereits vorhandenen Theorien verengt werden. Statt »große Theorien« zu verifizieren, die wenig empirisch basiert sind und dennoch kaum hinterfragt werden, plädieren Glaser und Strauss für theoriegenerierende Forschung, also dafür, eine Grounded Theory zu erzeugen (vgl. Glaser/Strauss 2010 [1967], 27ff.). Was dies konkret im Umgang mit der wissenschaftlichen Literatur in einem Forschungsprozess bedeutet, ist allerdings umstritten, auch weil bereits Glaser und Strauss sich diesbezüglich widersprüchlich äußerten (vgl. Breuer et al. 2019, 144). Strübing sieht das der frühen Darstellung der Grounded Theory geschuldet, die eine »tabula rasa-Position« (Strübing 2008, 52) begünstigte und so den Eindruck erweckte, in der Grounded Theory »theorielos« zu forschen. Breuer et al. (2019) schlagen einen pragmatischen Weg vor, welcher die Standards der Wissenschaftscommunity berücksichtigt, wie z.B. die Tatsache, dass bei einem Forschungsantrag oder bei einer Publikation kaum auf den Forschungsstand verzichtet werden kann. Forschende, die der Grounded Theory folgen, setzen sich in verschiedensten Etappen des Forschungsprozesses mit Literatur auseinander und das je nach Phase unterschiedlich ausgiebig und mit unterschiedlichem Fokus. Dies bleibt auch dem iterativ-zyklischen Charakter der Methodik gerecht. Reicht am Anfang eine grobe unverbindliche Skizze der bestehenden Forschungsliteratur, ist bei der Publikation diese »in angemessener Weise« (Breuer et al. 2019, 148) abzubilden:

Die eigenen Forschungsergebnisse und Theorieentwürfe müssen in Hinsicht auf ihre Anschlussfähigkeit, ihre Bedeutung, ihren Innovationscharakter etc. in Bezug auf dieses Wissens-Netz expliziert und relationiert werden. (Breuer et al. 2019, 148)

Parallel zum oben beschriebenen Prozess zum Einkreisen des Forschungsgegenstands veränderten sich auch die theoretischen Zuschnitte und der Fokus auf den Forschungsstand. Während anfänglich Ansätze aus der geschlechtersoziologischen Arbeitsforschung eine wichtige Rolle spielten, wurden

diese analog zur Erweiterung des Forschungsgegenstands auf Diversität mit anderen Forschungen zu weiteren sozialen Differenzen ergänzt.

Eine Präsentation auf einer Tagung und die daran anschließende Publikation in einem Sammelband zur *Zeitdiagnose Männlichkeiten* (hg. von Baumgarten et al. 2021; siehe Pasche 2021) bot den Anlass, mich systematischer mit dem Forschungsstand zu befassen. Zudem bestärkte mich der methodisch-thematische Zuschnitt des Artikels, noch mehr auf einen narrativ-organisationssoziologischen Zugang zu fokussieren (vgl. Kapitel 3.3). Zwar stellt nun die vorliegende Arbeit das Thema Deeskalation und Geschlecht nicht mehr ins Zentrum, die Recherchen rund herum haben jedoch zentrale Pfade für die Weiterentwicklung des Forschungsgegenstands und dessen Einordnung geliefert. Die Publikation eines weiteren Artikels im Special Issue der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie (hg. von Piñeiro/Wagner 2022; siehe Pasche 2022) ermöglichte nochmals eine systematische Aufarbeitung des Forschungsstands, insbesondere zur Cop Culture. Anschließend befasste ich mich für die Rekonstruktion von Dethematisierungen systematischer mit der Geschlechter- und Differenzforschung. Nach einer späteren Analysephase und einer Verschriftlichung der Ergebnisse erfolgte nochmals eine theoretische Einordnungsphase, in der ich auf die neoweberianischen Ansätze stieß. Diese theoretische Perspektive ermöglichte, die Ergebnisse und den Forschungsgegenstand nochmals einzugrenzen und zu präzisieren. Weiter lieferte sie Inspirationen für den inhaltlichen Aufbau und den roten Faden, der die vorliegende Arbeit von Anfang bis Ende durchzieht. Auch unterstützend für den iterativen Prozess waren im Sinne des Kollegialitätsideals Rückmeldungen von Forschenden in unterschiedlichen institutionellen Kontexten. Im Rahmen der regelmäßig stattfindenden Doktorandenkolloquien an der Universität Siegen, in verschiedenen kollegialen Interpretationsgruppen, durch Rückmeldungen von Reviewer*innen der publizierten Artikel und im Austausch mit den Kolleg*innen an der Hochschule für Soziale Arbeit konnte die vorliegende Arbeit ebenso bezüglich der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit verbessert werden.

Die Ausführungen zeigen somit, dass der Forschungsgegenstand und die Forschungsfrage iterativ in wiederholender Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Forschungsarbeiten, methodischen Perspektiven und Theorien, verschiedenen Auswertungs- und Verschriftlichungsphasen sowie Rückmeldungen von Forschungskolleg*innen im Laufe meines Dissertationsprojekts zunehmend präziser wurden.

3.1.3 Weiter Datenbegriff: Verschiedene Methoden und Vielfalt an Datenmaterial

In der Grounded Theory werden zwar qualitative Erhebungen und Daten präferiert, aber sie ist grundsätzlich von einer methodischen Offenheit geprägt (vgl. Stübing 2008, 18). In ihrer Publikation formulieren beispielsweise Glaser und Strauss Empfehlungen zur Auswertung quantitativer Daten, für die Darlegung ihres Auswertungskonzepts des Kodierens konzentrieren sie sich aber ausschließlich auf qualitative Daten (vgl. Glaser/Strauss 2010 [1967], 34). Für die vorliegende Arbeit wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt und an den »weiten Datenbegriff« (Breuer 2010, 52) der Grounded Theory angeknüpft. Bei der Datenerhebung kamen verschiedene qualitative Methoden zur Anwendung: Expert*inneninterviews, biografisch-narrative Interviews und teilnehmende Beobachtung. Die genannten Methoden generieren Daten, die von mir als Forscherin erzeugt wurden. Ebenfalls berücksichtigt wurden »nichtreaktive Daten« (Breuer et al. 2019, 164) von den untersuchten Polizeikorps, d.h. Dokumente, die an den Informationsveranstaltungen verteilt wurden oder Beschreibungen sowie Dokumente auf Webseiten der Polizeidienste.

Die Expert*inneninterviews dienten dem Erschließen des Feldes, also wichtige Akteur*innen zu bestimmen und mögliche Sampling-Kriterien für die Fallauswahl zu entwickeln (siehe Theoretical Sampling). Zudem zielte ich darauf, durch die Interviews in Erfahrung zu bringen, welche Rolle die (De-)Thematisierungen von Differenzen im Rekrutierungsprozess und in der Ausbildung spielen. Die Identifikation von Expert*innen ist relational zum Forschungsgegenstand, daher definieren Forschende wer zur Expert*innengruppe gehört (vgl. Meuser/Nagel 2005; Littig 2008). Es wurden Expert*innen in Leitungspositionen befragt, die in der Rekrutierung des zukünftigen Polizeipersonals oder in der Polizeiausbildung involviert waren (Personalabteilungen). Für die Expert*inneninterviews wurde ein generischer Leitfaden¹ erstellt, der aufgrund der bereits erwähnten Veränderungen und der gewonnenen Expertise bezüglich des Forschungsgegenstandes mehrmals angepasst werden musste. Bei beiden Polizeikorps besuchte ich zudem jeweils

1 Im Anhang (Kapitel 8.2) ist ein Leitfaden für ein Expert*inneninterview. Dieser Leitfaden diente als Grundlage für Gespräche mit Polizeiausbilder*innen. Weitere Themenschwerpunkte bzw. Expert*innengebiete bildeten: Rekrutierung, Öffentlichkeitsarbeit und Polizeivereine.

eine öffentliche Informationsveranstaltung. Im Polizeikorps 1 nahm ich an einem Tag der offenen Tür der Ausbildung teil. Bei den genannten Anlässen orientierte ich mich an der Ethnografie, welche die teilnehmende Beobachtung bei ihrem methodischen Zugang ins Zentrum stellt (vgl. Scheffer 2002; Breidenstein et al. 2013). Die vor Ort verfassten Feldnotizen dienten dabei als Erinnerungsanker für die ausführliche Verschriftlichung in Form von Beobachtungsprotokollen (vgl. Hirschauer 2001b). Die teilnehmende Beobachtung bildet allerdings nur einen sehr kleinen Anteil meiner Methoden ab und war dennoch eine wertvolle Ergänzung.

Die biografisch-narrativen Interviews (vgl. Schütze 1983) stellten sich als zentrale Daten heraus, aus denen ich viele meiner Thesen ableiten konnte. Anfänglich war für mich noch unklar, wie fokussiert bzw. offen die Eröffnungsfrage ausfallen sollte. Narrative Interviews können auf einen bestimmten Lebensabschnitt fokussieren oder auf die Erwerbsbiografie (vgl. Hermanns 1992; Rosenthal 2011). Letztere könnte in einem organisational-beruflichen Kontext durchaus sinnvoll sein. Hermanns et al. (1984) bedauerten allerdings rückblickend ihre Entscheidung, in ihrem Forschungsprojekt zum Berufsverlauf von Ingenieuren nur auf Erwerbsbiografien fokussiert zu haben. Da es sich um einen vergleichbaren Forschungskontext handelt, habe ich mich entschieden, die gesamte Biographie in den Blick zu nehmen. Der reine Fokus auf die Erwerbsbiographie hätte nämlich »nicht selbstverständliche Zusammenhänge zwischen Beruf und sonstigem Leben« (Hermanns et al. 1984, 64) nicht sichtbar gemacht. Rosenthal (2011) argumentiert zur Offenheit der Erzählaufforderung auch die Möglichkeit einer Nicht-Thematisierung, bezogen auf das Thema Krankheit und Biografie:

So sind gerade Lebenserzählungen von chronisch Kranken, die zunächst nicht direkt auf ihre Krankheit angesprochen wurden und die diese Krankheit in ihrer Haupterzählung nicht thematisierten, von theoretischem Interesse. Dies kann u.a. Ausdruck dessen sein, dass sie ihre Krankheit nicht in die Biographie integrieren. Diese Problematik zeigte sich auch in Interviews mit chronisch Kranken, die auf das Forschungsthema »Lebensgeschichten von chronisch Kranken« hingewiesen wurden. Einige reagierten darauf mit der Frage: »Über was soll ich nun erzählen, über meine Krankheit oder Lebensgeschichte?«. (Rosenthal 2011, 160)

Die Nicht-Thematisierung von Differenzen in der erzählten Lebensgeschichte stellte auch bei der vorliegenden Arbeit einen wichtigen Forschungsgegen-

stand dar. Das genannte Beispiel bringt aber auf den Punkt, dass Erzählen- und unterschiedliche Lebensstränge miteinander verknüpfen können oder eben nicht. Die auf eine offene Erzählaufforderung folgende Erzählung gibt also wichtige Hinweise darüber, wie unterschiedliche Lebensbereiche argumentativ aufeinander bezogen werden. Mit Blick auf Differenzkategorien wie Geschlecht oder Ethnizität erschien mir die Frage, wie Polizist*innen potenzielle Differenzkategorien thematisieren und mit der Polizeiorganisation, ihrer beruflichen Rolle und Position innerhalb der Organisation verknüpfen. Angelehnt an Rosenthal (2011) wählte ich daher die »offenste Form der Aufforderung zur Erzählung der Lebensgeschichte« (2011, 62):

Ich würde dich nun gerne bitten deine Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die dir dazu in den Sinn kommen – von der Geburt an bis heute. Ich werde dich zunächst nicht unterbrechen und mir einige Notizen machen, die mir als Ankerpunkte dienen für Nachfragen.

Nach einer Auswertungsphase der ersten beiden biografisch-narrativen Interviews entschied ich, weiterhin diesen offenen Erzählimpuls anzuwenden. Dies stellte sich im Nachhinein als geeignete Methode dar, insbesondere weil dadurch auch differenzglättende Narrative rekonstruiert werden konnten. Zudem ermöglichte es beispielsweise, die enge Verschränkung vom Polizeiberuf mit der Familie und dem Bekanntenkreis sichtbar zu machen.

Die klassische Aufteilung in Spontanerzählung, tangentialen Nachfrage- und Bilanzierungsteil (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004, 295) wurde in der vorliegenden Arbeit übernommen. Im biografisch-narrativen Interview verfügt die interviewte Person über das »monologische Rederecht« (Helfferich 2011, 36). Daher ist es zentral, in einem Vorgespräch, d.h., bevor die Erzählaufforderung fällt, auch »die Erwartung an die Erzählperson« (Helfferich 2011, 58) zu formulieren. Die Einstiegsphase ist im biografisch-narrativen Interview besonders bedeutsam, da ein Vertrauensverhältnis geschaffen werden soll (vgl. Hermanns et al. 1984, 66; Küsters 2009). Dazu gehört die »Selbstpräsentation des Interviewers und seines Forschungsvorhabens. Auch muss dem Befragten das Forschungsvorhaben plausibel und sinnvoll erscheinen, er muss zur Mitwirkung motiviert sein« (Küsters 2009, 54 mit Verweis auf Riemann 2003). In einem Briefing im Sinne eines »informed consent« stellte ich mich als Forscherin sowie mein Forschungsvorhaben vor, beschrieb die Eigenheit eines biografisch-narrativen Interviews und klärte über die Anonymisierung von Angaben auf, die Rückschlüsse auf Person und Polizeikorps

erlauben können. Nach dem Interviewbriefing folgte der Erzählstimulus für die Spontanerzählung oder Stegreiferzählung. Im tangentialen Nachfrageteil stellen Interviewer*innen in der Regel Vertiefungsfragen, die direkt am freien Erzählteil anschließen. Für die vorliegende Arbeit fokussierte ich wie Kutzner (2012, 210) im Nachfrageteil auf Erläuterungen, die mit dem Forschungsgegenstand zusammenhängen (z.B. der Entscheidungsprozess zum Beruf Polizist*in, Bewerbung, Ausbildung, Wechsel in eine neue Polizeifunktion etc.). Zum Schluss des Interviews, im bilanzierenden Teil, stellte ich jeweils allgemeine Fragen zum Beruf und zur Organisation, falls diese Punkte nicht bereits erläutert wurden. Der Leitfaden ist im Anhang (vgl. Kapitel 8.1) zu finden.

Nebst den transkribierten Interviews und den gesammelten Dokumenten fertigte ich je ein Feldprotokoll für beide der erforschten Polizeikörpers an. Darin beschrieb ich sämtliche Kontaktaufnahmen (per E-Mail, Telefonate etc.) mit dem Feld, was sich für die Rekonstruktion des Feldzugangs als besonders relevant herausstellte. Auch Interviewprotokolle wurden darin verfasst. Dort beschrieb ich nebst der Kontaktaufnahme mit den Interviewpartner*innen auch Gespräche, die vor und nach dem Interview stattfanden, und machte sonstige Angaben zum Ort, zur Atmosphäre, zu schwierigen Passagen etc. (vgl. Helfferich 2011 zu Interviewprotokolle). Ebenso zu den öffentlichen Veranstaltungen, an denen ich teilnahm, verfasste ich ausgehend von meinen Feldnotizen ausführliche Beobachtungsprotokolle.

3.1.4 Fallauswahl: Eine Kombination von Theoretical Sampling und Schneeball-Verfahren

Die Fallauswahl wird in der Grounded Theory ebenso von iterativen Prinzipien geleitet und ist Teil des sogenannten Theoretischen Samplings, was Glaser/Strauss 2010 [1967] wie folgt beschreiben:

Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. (Glaser/Strauss 2010 [1967], 61)

Die Kriterien zur Fallauswahl sowie die Konstruktion des Falls entstehe also sukzessive durch die Gleichzeitigkeit von Datenerhebung, -analyse und Theo-

riegenerierung (vgl. Merkens 2005, 297). Folgen wir dieser Logik, würde eine vorab definierte Untersuchungsgruppe und Auswahlkriterien diesem Prinzip widersprechen. In der Grounded Theory wird idealerweise immer wieder neu bestimmt, welche Gruppe oder welcher Fall als Nächstes, aufbauend auf der aktuellen Theorie, untersucht wird (vgl. Strübing 2008, 30f.). Daher ist das theoretische Sampling in der Grounded Theory stark mit dem Auswertungsprozess verwoben, also dem Kodieren sowie mit der Methode des ständigen Vergleichens (vgl. Glaser/Strauss 2010 [1967], 115ff.). Letztere ist hinsichtlich der Fallauswahl entscheidend, da es Ansätze bietet, nach welchen Kriterien die nächsten Fälle ausgewählt werden können. So kann je nach Forschungsphase eine maximale oder minimale Kontrastierung sinnvoll sein und bei der Auswahl der nächsten Fälle minimale oder maximale Unterschiede angestrebt werden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 181).

In der vorliegenden Studie erfolgte die Fallauswahl nicht ausschließlich nach dem Theoretical Sampling. Letzteres kann auch mit anderen Verfahren kombiniert werden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 185). Für die Auswahl der erforschten Polizeikorps spielten vorwiegend pragmatische Überlegungen eine Rolle. Da ich zu beiden Organisationen bereits über Kontakte mit Gatekeepern verfügte, bot sich mir hierüber der Zugang zum Feld an. Diese Überlegungen spielen im Kontext der Polizeiforschung eine gewichtige Rolle, da der Feldzugang dort vielfach erschwert ist (vgl. Kapitel 3.2). Die ersten biografisch-narrativen Interviews und Expert*inneninterviews in den jeweiligen Polizeikorps kamen über das Schneeballverfahren zustande. Nach den regelmäßigen Auswertungsphasen und der sukzessiven Annäherung an den Forschungsgegenstand veränderten sich die Kriterien der Fallauswahl. Anfänglich wurden mehr Polizistinnen interviewt, da das Thema ›Frauen in der Polizei‹ interessierte. Dies schlug sich im Sample nieder, da bei beiden Polizeikorps Polizistinnen im Vergleich zur Geschlechterverteilung in den Polizeikorps überproportional vertreten sind. Allerdings war für meine Forschung nicht das Ziel, ein repräsentatives Sample zu erstreben. Nach der Erweiterung des Forschungsgegenstands auf Diversität wurden die Auswahlkriterien allgemein auf soziale Differenzen und Minderheiten in der Polizei erweitert. Dabei galt es im Auswertungsprozess herauszufinden, welche Differenzen als atypisch in den Polizeiorganisationen gesehen wurden und welche Personengruppen als Minderheiten oder normabweichend galten. Hierfür gaben die regelmäßige Auswertung der Expert*inneninterviews sowie die biografisch-narrativen Interviews wichtige Inspirationen für die Fallauswahl. Teilweise fragte ich meine Interviewpartner*innen direkt nach möglichen interessanten Fällen, die mit Diver-

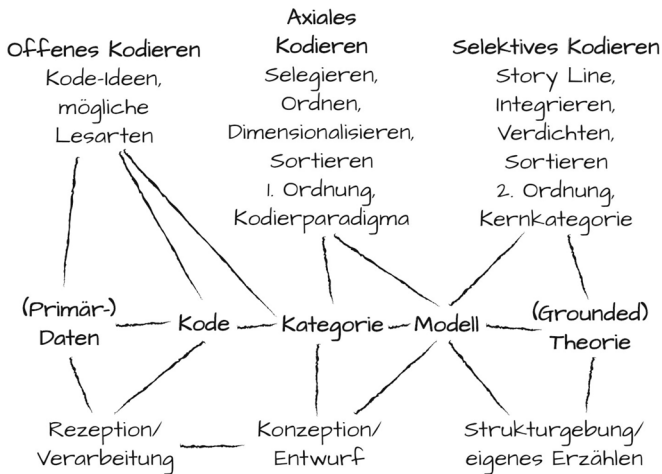
sität in der Polizei zusammenhängen. So bin auf das Thema »Hochstudierte« in der Polizei gestoßen.

Zusammenfassend kombinierte ich für die Fallauswahl die Methode des Theoretical Sampling mit dem Schneeballverfahren. Dadurch konnte ich wichtige Informationen darüber gewinnen, welche Differenzen im Polizeikontext mit einem Minderheitenstatus verbunden werden. Gleichzeitig hatte diese Vorgehensweisen ihre Grenzen, da ich im Polizeikorps 1 keine*n LGBTQ+-Polizist*in für ein Interview gewinnen konnte (vgl. Kapitel 3.2). Doch auch dieser gescheiterte Zugang ergab wichtiges Datenmaterial, das durch die Protokollierung des Feldzugangs erschlossen wurde. Die Kontrastierung der beiden Polizeiorganisationen war allerdings weniger gewinnbringend, da in den biografisch-narrativen Interviews ähnliche Sprechmuster rekonstruiert wurden. Die organisationsspezifischen Unterschiede stellten sich somit im fortschreitenden Auswertungsprozess als weniger relevant dar, so dass die Praxis der Differenzglättungen in einem polizeilichen Umfeld zentraler wurde.

3.1.5 Auswertung durch Kodieren: Von einer Vielzahl an Kodes zu Differenzglättungen

Für die Analyse des Datenmaterials folgte ich dem von Strauss entwickelten »dreistufige[n] Kodierprozess« (Strübing 2008, 20). Diese Stufen sind nicht als getrennt voneinander zu betrachten, noch steckt eine »feste Sequenzialität« (Strübing 2008, 20) dahinter. Wenn wir der Systematik von Breuer et al. (2019, 57) folgen, so gibt es jedoch einen idealtypischen Verlauf:

Abbildung 1: Idealtypische Darstellung der »Kodierprozeduren«; Darstellung übernommen von Breuer/Muckel/Dieris 2019, 257.



Das offene Kodieren beinhaltet ein »Aufbrechen« des Materials (Strübing 2008, 21) mit dem Ziel, erste Kodeideen und unterschiedliche Lesarten zu entwickeln (vgl. Breuer 2019, 269). Codes bezeichnen in der Grounded Theory »(vorläufige) Abstraktions- und Benennungs-Ideen von Phänomen-Beschreibung« (Breuer et al. 2019, 253). Die Kode-Ideen sind anfänglich vielzählig und nicht statisch, »ihre Brauchbarkeit« (Strauss 1991, 101) erweist sich erst in späteren Kodierphasen.

Im offenen Kodieren wechselte ich hin und her zwischen groben und feinkörnigen Analysen des Datenmaterials. Letztere führte ich angelehnt an Sequenzanalysen, alleine sowie in Interpretationsgruppen², durch. Se-

2 An dieser Stelle möchte ich mich bei all jenen herzlich bedanken, welche sich in unterschiedlichen Interpretationsgruppen ausgiebig mit meinem Datenmaterial auseinandergesetzt haben. Im Kontext des Doktorandenkolloquiums an der Universität Siegen bedanke ich mich bei Prof. Dr. Stefan Kutzner, Dr. Franz Erhard und Laura Friedrich. Zudem danke ich meinen (ehemaligen) Kolleg*innen aus dem Mittelbau am Institut für Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung (ISOS) an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW), Hochschule für Soziale Arbeit (HSA) namentlich, in alphabetischer Folge: Tobias Bischoff, Dr. Yann Bochsler, Urezza Cavieziel, Sandra Janett, Nadine Käser, Nora Locher, Nora Meuli, Riccarda Neff, Valentin Schnorr, Cecilia Speranza und Dr. Nicola Thomas.

quenzanalysen bieten sich in der Grounded Theory an. Durch ständiges Hinterfragen, Vergleichen und Explizieren werden verschiedene Lesarten entwickelt. Die mikroskopische Betrachtungsweise soll verhindern, keine voreiligen Schlüsse in der Interpretation zu ziehen (vgl. Stauss 2004, 169).

In Breuers Systematisierung erscheint das offene Kodieren idealtypisch für die Anfangsphase. In der vorliegenden Arbeit wurde hingegen noch gegen Ende des Forschungsprozesses in Interpretationsgruppen offen mikroskopisch kodiert. Damit überprüfte ich bis zum Ende der Analyse, ob die Interpretationen in eine ähnliche Richtung wie die rekonstruierten Differenzglättungen gehen. Dies ermögliche, die intersubjektive Nachvollziehbarkeit meiner Argumentationen zu den Differenzglättungen zu testen und so meine Grounded Theory fein zu justieren.

Während beim offenen Kodieren der Zugang zu den Daten eher breit und wenig geordnet erfolgt, findet beim axialen Kodieren eine erste Systematisierung und Relationierung von (Sub-)Kategorien statt (vgl. Strübing 2008, 21). Damit entwickelte ich erste Kategorien und Verbindungen, die sich später als Kernkategorien erwiesen. Zum Beispiel stellte sich die Kategorie »Polizei als Familie« als ein Narrativ in der Polizei heraus, welches unterschiedliche Ebenen beinhaltet: das Sprechen über die Familie, in Form von Darstellungen der Herkunftsfamilie als behüteter, intakter Ort, sowie die Übertragung auf die Polizei als intim-familiäre Gemeinschaft. Zudem beschreibt es eine polizeiliche Praxis, und zwar die implizite sowie explizite Rekrutierung von Kolleg*innen und Familienmitgliedern (vgl. Kapitel 5.6). All diese Ebenen fördern eine differenzglättende Praxis in der Polizei, erschienen in einer ersten Auswertungsphase jedoch zunächst als fragmentierte Codes.

Für die Ergebnissicherung beim axialen Kodieren, aber auch in allen Kodierprozessen und Forschungsphasen, erwies sich die Verschriftlichung von Memos als besonders zentral (vgl. Breuer et al. 2019, 282). Die Art der Memos ist je nach Forschungs- und Kodierphasen unterschiedlich, sie können beispielsweise Überlegungen zum methodischen Vorgehen enthalten, aus Geistesblitzen bestehen oder Codes und Konzepte konkret beschreiben (vgl. Strauss 1991, 151). Für das vorliegende Projekt wurden ebenso Memos in verschiedenen Forschungsphasen verfasst. So notierte ich in Memos Überlegungen zum methodischen Vorgehen, beispielsweise zur Wahl der Methoden sowie für die Fallauswahl. Bei der Lektüre von Forschungen und Theorien wurden in Memos Inspirationen für die Eingrenzung des Forschungsgegenstandes formuliert. Ebenso setzte ich Memos bei der Analyse des Datenmaterials vielfach und auf unterschiedliche Weise ein (z.B. Kode-Kategorie-

Memos oder Theorie-Memos), wie z.B. folgendes Memo, das beim Kodieren eines Feldprotokolls zu einer Informationsveranstaltung entstanden ist:

Der vortragende Polizist an der Informationsveranstaltung vermittelt »das Polizist*in sein« auf emotionaler Ebene. Was macht ein/eine Polizist*in? Dazu wird fast nichts gesagt. Viel mehr wird das Zugehörigkeitsgefühl von Polizisten (»grosse coole Familie«) vermittelt; Teil einer Gemeinschaft sein ist sehr wichtig (ich war auch mal auf der anderen Seite); entsprechend suchen viele wohl die Gemeinschaft; eine sehr geschlossene intim-familiäre Gemeinschaft. Rambo ist nicht wegen seiner Männlichkeit und Körperlichkeit verpönt; sondern vielmehr, weil er Einzelgänger ist. Der Einzelgänger wird in einer Polizei nicht erwünscht. Das Gemeinschaftsgefühl, die starke Trennung von innen und aussen. Es geht gar nicht um die Menschen oder »draussen« bei der Bevölkerung zu sein, sondern Teil einer Gemeinschaft zu sein (siehe auch biografisches Interview Anna Wyser); Abkürzungen zu kennen, unter Leute sein, die wissen, was es bedeutet, Polizist*in zu sein. (Auszug aus Memo, das bei der Analyse einer Informationsveranstaltung verfasst wurde)

In einigen Interviews betonten Polizist*innen, dass keine »Rambo-Typen« in der Polizei erwünscht seien. Durch die Analyse der Informationsveranstaltung konnte ich meine Interpretation zur Abgrenzung mancher Polizist*innen gegenüber der Rambo-Figur revidieren. So stellte ich fest, dass nicht wie zuerst angenommen die zelebrierte Männlichkeit bei Rambo aus polizeilicher Sicht problematisch ist, sondern sein Einzelgängertum. Memos können also dabei unterstützen, neue Erkenntnisse zu verfassen oder Thesen und Annahmen zu revidieren.

Vielversprechende Pfade und potenzielle »Schlüssel-« oder »Kernkategorien« werden durch ein selektives Kodieren überprüft und »ihre Bezüge zu anderen nachgeordneten Kategorien und Subkategorien nun systematisch ausgearbeitet« (Strübing 2008, 21; vgl. Strauss 1991, 106f.). Idealerweise handelt es sich um eine Schlüsselkategorie, welche das konzeptionelle Zentrum der Theorie darlegt (vgl. Breuer et al. 2019, 284). Denn nicht alle Kodes und Kategorien münden in Kernkategorien oder theoretischen Konzepte. Vielmehr soll durch eine Systematisierung und Selektion Kohärenz hergestellt werden, auch mit Blick auf die zu erzählende Geschichte (vgl. Breuer et al. 2019, 284). Konsequenterweise werden nur Kategorien selektioniert, die mit den Kernkategorien zusammenhängen. Nicht weiterverfolgte Konzepte und Kodes sind demnach nicht einfach falsch, vielmehr geht es um »eine Neujustierung der

analytischen Perspektive« (Strübing 2008, 22). Beim selektiven Kodieren werden somit wichtige Grundsteine für die »Elaboration einer Story Line, eines roten Fadens der Theoriepräsentation« (Breuer et al. 2019, 285) gelegt. In dem Sinne ermöglicht die Selektion einer oder weniger Schlüsselkategorie(n), das Forschungsnarrativ zu konstruieren.

Anhand meiner MAXQDA³-Auswertungsdatenbank lassen sich rückblickend auch unterschiedliche Forschungsphasen ablesen, da sich in den Kodes und Kategorien verschiedener Forschungsperspektiven artikulieren. Wenn auch viele Kodierungen in der vorliegenden Arbeit keine Erwähnung finden oder auf einen ersten Blick als Irrwege erscheinen könnten, so ermöglichte der mehrstufige und iterative Kodierprozess, Distanzmomente zu den Daten zu schaffen, kreative Prozesse in Gang zu bringen und schließlich zum Thema Differenzglättungen zu gelangen.

Beim Kodieren in der Grounded Theory geht es »darum, ein neuartiges Vokabular für die Rekonstruktion und das Transparentmachen eines fokussierten Problem-/Handlungsbereichs hervorzubringen« (Breuer 2019 et al., 249). Ähnlich wie bei der ethnografischen Forschung und der Beschreibung des Beobachteten liegt die Herausforderung im »Versprachlichen des Sozialen« (vgl. Hirschauer 2001b), also Nicht-»Gesagtes« sprachlich zu erfassen bzw. »soziale Tatsachen von vornherein in eigene Worte [zu] fassen« (2001b, 437). In der Grounded Theory sind Forschende beim Kodieren also ebenso mit der »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001b, 430) konfrontiert. Insofern ist das Kodieren und Entwickeln von Kategorien und eine Grounded Theory mit der sprachlich-konzeptionellen Fassung verbunden, wodurch die Begriffskonstruktion und -wahl eine zentrale Rolle spielt. Darin sehen Breuer et al. 2019 einen kreativen Prozess:

Kategorien werden erst im Laufe des Auswertungsschritts gefunden, erfunden, konstruiert und ausgearbeitet. Hier liegt das besondere Faszinosum der Vorgehensmethodik: Es handelt sich um ein zu wesentlichen Teilen kreatives Verfahren zum Generieren einer kategorialen Begrifflichkeit, die mit dem Versprechen von gegenstandstheoretischer Bedeutsamkeit verbunden ist. (Breuer et al. 2019, 252)

3 Für die Analyse wurde in der vorliegenden Arbeit mit der Software MAXQDA gearbeitet (siehe Kuckartz 2010 zur computergestützten Analyse).

Daher empfehlen Breuer et al. 2019 beim Kodieren des Materials nach »In-Vivo-Codes« Ausschau zu halten, d.h. Zitate oder Begriffe aus dem Material, die sich für Kategorien eignen (vgl. Breuer et al. 2019, 263).

Mit meinem organisationssoziologisch-narrativen Zugang waren Narrative in Form von Metaphern, Anekdoten, Aphorismen etc. besonders geeignet, um polizeiliche (De-)Thematisierungen von Differenzen zu verdeutlichen. Im Ergebnisteil sind daher viele »In-Vivo-Codes« abgebildet, beispielsweise ist »wie eine große coole Familie« ein Zitat von einem Polizisten, der an einer Informationsveranstaltung den Polizeiberuf gegenüber Interessent*innen repräsentierte. Die Familienanalogie artikuliert sich auf verschiedene Weise, explizit sowie implizit und in unterschiedlichen Datenmaterialien (u.a. in den Interviews und an den Informationsveranstaltungen), deswegen wurde dieses Zitat als Kategorie gefasst und die dazu gehörigen Subkategorien und Dimensionen rekonstruiert. Auch ist es typisch für den Forschungsstil der Grounded Theory, dass ich mit »Differenzglättungen« einen neuen Begriff konstruierte: »Die Kodierenden können eigenständig Sprachausdrücke zur Kennzeichnung eines konzeptuellen Vorstellungsinhalts er-/finden« (Breuer et al. 2019, 264). Hierfür eignen sich auch Metaphern oder/und die Substantivierung von Verben (Breuer et al. 2019, 264). Die oben genannten Herausforderungen der »Schweisamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001b, 430) wirkten sich besonders bei der analytischen und sprachlichen Fassung von Differenzglättungen (vgl. Kapitel 3.4) aus. Die Rekonstruktion dieser Differenzglättung erfolgt daher im Ergebnisteil schrittweise, anhand der (De-)Thematisierungen von Differenzen und des Narrativs der »Polizei als Familie«. Darstellungen von qualitativen Ergebnissen stellen häufig eine große Herausforderung dar, insbesondere die Darlegung der Interpretation oder der Generalisierung (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 399ff.). In der vorliegenden Arbeit versuche ich also den iterativen Charakter der Forschung zumindest partiell abzubilden, indem ich die empirischen Ergebnisse schrittweise darlege, mit dem Ziel, die Rekonstruktion der Differenzglättungen intersubjektiv nachvollziehbar zu gestalten.

3.2 Feldzugang

Die »Zugänglichkeit der Ergebnisse, Aktivitäten oder Personen, die den Gegenstand der Untersuchung bilden sollen« (Merkens 2005, 288) stellt in der qualitativen Forschung eine Herausforderung dar. So können beispielswei-

se bestimmte Personengruppen gar nicht oder nur schwer erreicht werden (vgl. Merkens 2005, 288). Die Schwierigkeiten sind dabei selten nur zufällig, sondern spiegeln Eigenheiten eines Feldes wider. Insofern ist Reflexion des Feldzugangs zentral, weil sich dadurch bereits wichtige Hinweise zu einem Forschungsfeld rekonstruieren lassen. Daher lässt sich eine Fülle an Literatur zur Reflexion des Feldzugangs finden (vgl. Wolff 2013; Pofert/Reichertz 2015; Fuchs/Gellermann/Kutzner 2018).

Die bereits beschriebene Cop Culture geht mit abgrenzenden Mechanismen gegenüber Nicht-Mitgliedern einher, so dass Wissenschaftler*innen, die im Polizeikontext forschen wollen, immer wieder auf Zugangshürden und Misstrauen stoßen (vgl. Loftus 2009, 201). Viele Polizeiforschende berichten entsprechend von unterschiedlichen Zugangshürden u.a. von »mühseligen Verhandlungen« (vgl. Reichertz 2005, 232), welche bürokratische Prozesse mit sich ziehen, wie z.B. mehrmaliges Einholen von Genehmigungen und lange Wartezeiten auf formelle Anfragen (vgl. Turba 2018, 156f.; Schmidt 2022, 62ff.). Besonders ethnografische Vorgehensweisen, die Teilnehmende Beobachtungen umfassen, können bei der Polizei aufgrund von Sicherheits- und Geheimhaltungsaspekten Bedenken auslösen (vgl. Dudek 2009; Loftus 2009; Schmidt 2022). Nicht selten berichten Forschende von Absagen auf Forschungsanfragen (vgl. Piñeiro et al. 2021; Praunsmädel/Schmidt/Thurn 2022; Diiphooorn 2023) oder entscheiden sich, auf die Teilnehmende Beobachtung zu verzichten, da die angefragte Polizei Bedenken hinsichtlich der Methode äußert (vgl. Dudek 2009, 112). Der Zugang zum Feld der Polizei ist mit einem hohen Kommunikationsaufwand verbunden und insofern prekär, da ständig Vertrauen hergestellt werden muss; eine Herausforderung, die potenziell schon bei einer ersten formellen Anfrage scheitern kann. Inzwischen gibt es aber viele Studien im europäischen Kontext, die beweisen, dass es trotz erschwerten Umständen möglich ist, unabhängige Polizeiforschung zu betreiben (vgl. Szymenderski 2012, 149; Fassin 2013, 28).

Der Feldzugang gestaltete sich bei mir zumindest anfänglich eher unkompliziert. Dabei ermöglichten bei beiden Polizeikorps bereits bestehende Kontakte zu Polizist*innen in Leitungspositionen einen ersten Einstieg. Der formell-brieflichen Zusage des Polizeikorps 1 ging bereits ein Austausch mit meiner Kontaktperson voraus. Auf Anraten meiner Kontaktperson sendete ich meine offizielle briefliche Anfrage samt einer Beschreibung meines Projekts an den Kommandanten des Polizeikorps. Nur zwei Wochen später erhielt ich eine formelle Zusage per Brief vom Stv. Kommandanten. Das Korps unterstützte

[...] generell den wissenschaftlichen Ansatz für vertiefte Studien und Projektarbeiten im weiteren Themenbereich »Sicherheit«. Letztlich muss sich aber der Aufwand für [das Polizeikorps 1] in Grenzen halten, damit die eigentlichen Kernaufgaben erledigt werden können. Die Zustimmung zu einer Arbeit bzw. zur Unterstützung machen wir daher unter anderem von der Wichtigkeit/Aktualität eines Themas sowie von der vorgestellten Methode zur Bearbeitung abhängig. Ihr Begehren erfüllt diese Bedingungen, weswegen wir zustimmen können. (Auszug aus Brief vom Stv. Kommandanten von Polizeikorps 1).

Die Zusage war also an bestimmte Bedingungen geknüpft, die meine Forschungsanfrage thematisch offenbar erfüllte. Allerdings schwang der Vorbehalt mit, dass Forschungsprojekte nicht den Polizeialltag stören und keinen zusätzlichen Aufwand generieren sollen. Eine weitere Bedingung war die Unterzeichnung einer Datenschutzvereinbarung. Am Ende des Briefes wurden zudem verschiedene Kontaktangaben zu Personen gemacht, mit denen ich weitere »Einzelheiten« besprechen könne.

Diese Kontaktpersonen waren für die Vermittlung der ersten biografisch-narrativen Interviews und Expert*inneninterviews entscheidend. Nach einer ersten Interviewphase wurden die interviewten Personen für weitere Fallauswahlkriterien befragt und vermittelten wiederum weitere potenzielle Interviewpartner*innen. Trotz meiner formellen Zusage und des ansonsten kollegialen Umgangs mit mir (z.B. Kommunikation über WhatsApp, Duzen etc.) versicherten sich viele der Polizist*innen, die ich anfragte, bei ihren Vorgesetzten über mich oder holten nochmals die Befugnis für ein Interview ein. Auch wenn ich über Kolleg*innen weitervermittelt wurde, so musste ich mein Projekt und Vorhaben immer wieder erklären, wobei die meisten sehr unmittelbar für ein Interview zusagten. Nur bei einer Person war größere Überzeugungsarbeit vonnöten, auch weil sie dachte, das Interview werde auf Kamera aufgezeichnet. Im Polizeikorps 1 gelang es mir nicht, LGBTQ+-Polizist*innen zu befragen. Eine Polizistin wurde mir als potenzielle Interviewperson angegeben, diese reagierte allerdings nicht auf meine mehrmaligen Anfragen (vgl. Kapitel 4.2.1).

Im Polizeikorps 2 erleichterte ebenfalls eine Kontaktperson den Einstieg in die Organisation. Es handelte sich um eine Kaderperson, mit der ich mein Forschungsvorhaben besprach. Meine offizielle Anfrage ging schließlich über diese Kontaktperson, die meine Anfrage ihrem Vorgesetzten, dem Abteilungsleiter, weiterreichte. Daraufhin wurde ich beim Polizeikorps 2 für ein erstes

Gespräch mit dem Abteilungsleiter eingeladen, gemeinsam mit meiner Kontaktperson. Der Abteilungsleiter wollte mehr über mein Forschungsvorhaben erfahren und zeigte großes Interesse, auch weil er sich in einer Weiterbildung mit ähnlichen Themen befasste. So erwähnte er das Buch von Behr zu »Cop Culture« und meinte, sich und seine Organisation darin zu erkennen.

Das Gespräch war sehr freundlich und angenehm, nichtsdestotrotz ging es um ein erstes Abklären meiner Vertrauenswürdigkeit. Diese wurde kollegial abgeklärt und verlief weniger formell, also nicht über den höchsten Dienstweg wie im Polizeikorps 1. Zumindest musste ich für mein Forschungsvorhaben den Kommandanten nicht direkt adressieren. Die Datenschutzvereinbarung wurde zudem nicht als Bedingung gesehen, diese wurde von mir verfasst und an das Polizeikorps 2 gesendet. Das Gespräch mit dem Abteilungsleiter war insofern ein kollegiales, aber dennoch ein offizielles Abklären, weshalb mir meine Kontaktperson später entschuldigend erklärte, dass der Chef mich kennenlernen wollte, weshalb sie ihn ins Gespräch einbezogen hätte.

Weitere Interviews wurden über meine Kontaktperson sowie über die interviewten Personen vermittelt. Bei einem Polizisten war das Interview mit einem langen Vor- und Nachgespräch verbunden. Zudem konnte ich im Rahmen einer öffentlichen Informationsveranstaltung wichtige Gatekeeper kennenlernen. Ähnlich wie beim Polizeikorps 1 waren die meisten Interviewpersonen sehr freundlich und aufgeschlossen mir gegenüber. Ähnliche Erfahrungen beschreiben auch Hunold (2015, 52) und Turba (2018, 161) hinsichtlich ihres Feldzugangs.

In beiden Polizeikorps sind beim Feldzugang sowohl kollegiale als auch bürokratische Elemente sichtbar. Die bürokratischen Elemente äußern sich darin, bei der nächsthöheren oder höchsten Stelle eine Genehmigung einzuholen. Im Polizeikorps 2 sind dabei kollegiale Schlupflöcher bzw. mehr Kollegialität sichtbar: So musste ich dort weniger bürokratische Schriftstücke produzieren, es reichten einige E-Mail-Anfragen und die Unterzeichnung einer Datenschutzbestimmung. Hingegen musste ich mich auf kollegial-informelle Weise beim Abteilungsleiter mündlich beweisen. Beim Polizeikorps 1 verleiht die anfängliche briefliche Korrespondenz einen offiziell-formellen Charakter, der an die Bürokratie erinnert. Kollegiale Momente mit den Kontaktpersonen und potenziellen Interviewpartner*innen wurden häufig formell rückversichert. Das Einhalten des bürokratischen Dienstweges und Protokolls ist beim Feldzugang zum Polizeikorps 1 allgegenwärtiger. Beide Organisationen berücksichtigen für die Bearbeitung der Forschungsanfrage die Hierarchie. Und bei vielen Interviewpartner*innen musste ich stets Vertrauen neu herstellen, was aller-

dings in Interviews grundsätzlich ein Thema ist. Die meisten Polizist*innen begegneten mir sehr kollegial, auch diejenigen, die in höheren Positionen tätig waren. Der Feldzugang ist also sowohl von bürokratischen sowie kollegialen Elementen geprägt (vgl. Kapitel 2).

3.3 Narrativer Zugang in einer Organisation mit einer »rich oral culture«

Im fortschreitenden Forschungsprozess fokussierte ich zunehmend auf die Rekonstruktion von Narrationen, welche die (De-)Thematisierungen und Differenzglättungen in der Polizei abbilden. Der narrative Zugang zu Organisationen erwies sich im vorliegenden Projekt als besonders produktiv und ermöglichte organisationskulturelle Elemente zu (De-)Thematisierungen von Differenzen zu rekonstruieren. In vielen anderen Forschungen hat sich ein narrativer Zugang bewährt und die Organisationssoziologie methodisch angereichert. Narrative manifestieren sich in Anekdoten, Metaphern, Erzählungen und können Teil von »little« oder »big stories« (Gubrium/Holstein 2009, 173) sein. Interviews bieten »a microsite for production of narratives or just an opportunity to circulate them« (Czarniawska 2007, 390). Daher eignen sich auch narrativ-biografische Interviews für die Organisationsforschung. Diverse Forschungen kombinieren biografisch-narrative Interviews mit anderen Methoden und/oder Daten und identifizieren so organisationale Muster und Kontexte in Erzählungen (vgl. Holtgrowe 2009; Carlson/Kahle/Klinge 2017; Paul et al. 2017; Bahl/Worm 2018).

Narrative sind konstituierend für Organisationen und prägen damit die organisationale Wirklichkeit maßgeblich mit (vgl. Czarniawska 2007; Gabriel 2015). »Geschichten in Organisationen« (vgl. Czarniawska 1997) erfüllen verschiedene Funktionen gleichzeitig, z. B. ermöglichen sie, Wissen abzugleichen, vermitteln organisationale Normen und unterstützen neue Mitglieder so bei der Sozialisation. Damit können am Beispiel von Erzählungen Wissen, Kulturen, Gruppendynamiken, Politiken usw. innerhalb von Organisationen rekonstruiert werden (vgl. Gabriel 2015, 276). Anhand von Fallgeschichten von Sozialarbeitenden über ihre Klientel lassen sich organisationale Handlungslogiken identifizieren wie z. B. der Problembearbeitung sozialer Organisationen oder des Umgangs mit Ermessensspielräumen (vgl. Maynard-Moody/Musheno 2000; Klatetzki 2019). Gubrium und Holstein (2009) fassen Organisationen als »narrative environments« (2008, 122), welche Erzählungen

kontextualisieren und Erzählräume festlegen. Bestimmte Narrative können sich durchsetzen und Konformität herstellen oder Ungleichheiten zementieren. In dem Sinne wirken Narrative disziplinierend und reproduzieren Hegemonien (vgl. Gabriel 2015, 279f.). Dieser Aspekt erscheint mit Blick auf die (De-)Thematisierung von Differenzen besonders relevant.

Viele Forschungen beschreiben eine »rich oral culture« in der Polizei (Fletcher 1996, 37; vgl. Waddington 2000a). Im Rahmen von Ethnografien bemerken viele Forschende durch ihre teilnehmende Beobachtung, dass der Polizeialltag von einem storytelling geprägt ist:

Wenn man sich im Feld unter Kriminalpolizisten befindet, dann sitzt man nicht nur stundenlang vergeblich in kalten Autos, oder sucht Schutz hinter einer breiten Schulter, wenn Ermittler mit ungestümer Leibeskraft eine Tür aufbrechen, sondern man hört immer wieder und fortwährend Geschichten – auch, weil oft stundenlang nichts anliegt und die Ermittler dann bei Kaffee und Zigarette zusammensitzen und reden. (Reichertz 2002, 236)

Die Begriffe »canteen talk« oder »canteen culture« weisen auf die ausgeprägte Polizeikultur des Erzählens hin (vgl. Waddington 1999b; van Hulst 2013). Die räumliche Situierung ist allerdings symbolisch zu verstehen, da verschiedene Orte und Momente im Polizeialltag Räume für Erzählungen bieten (vgl. Reichertz 2002; van Hulst 2013; Rowe/Rowe 2021). Auch im Kontext von Einzel- und Gruppeninterviews oder oral history berichten Polizeiforschende von wiederkehrenden Narrativen (vgl. Fletcher 1991; 1996; Cockcroft 2005; Pasche 2021). Barland (2023) hegte beispielsweise in seinem Forschungsprojekt anfänglich nicht die Absicht, Polizeigeschichten zu sammeln. Erst gegen Ende der Datenerhebung fiel ihm die Omnipräsenz der Geschichten in den Interviews auf, wodurch diese in den Fokus seiner Aufmerksamkeit gerieten. Polizist*innen gelten daher als begnadete Geschichtenerzähler*innen, was sich auch daran zeigt, dass narrative Kompetenzen hoch gewertet und bereits in der Ausbildung erlernt werden (vgl. Fletcher 1996; Rantatalo/Karp 2018). So konstatiert van Hulst: »being a police officer is about doing police work, but it also involves telling and listening to a lot« (2013, 638).

Ethnografische Studien weisen auf das Spannungsverhältnis zwischen den Geschichten, die erzählt werden, und dem polizeilichen Handeln, das sogar im Widerspruch dazu stehen kann, hin (vgl. Waddington 1999a; 1999b; Reiner 2017; Turner/Rowe 2017). Holdaway (1983) zeigt beispielsweise auf, dass Polizist*innen dazu tendieren, die Geschichten zu überspitzen bzw. zu

dramatisieren. Auch Staller und Koerner (2022) rekonstruieren das »polizeiliche Gefahrennarrativ« und wie wissenschaftliche Befunde, die differenziert die Gewalt thematisieren, nicht von der Polizei aufgenommen werden. Auch identifizieren viele Forschende sogenannte »war stories« (van Maanen 1973; Flechter 1991; Kutz/Upton 2018), in denen abenteuerliche heroische Geschichten erzählt werden. Diese stehen häufig im Kontrast zum Polizeialltag, der auch von Tätigkeiten, die als polizeilich nicht relevant erachtet werden, oder von langweiligen Momenten, wie einem Nichtstun, geprägt sind (vgl. van Maanen 1973; Rowe/Rowe 2021). Bereits in der Ausbildung lernen Polizeiaspirant*innen, in ihren Erzählungen »war stories« gegenüber »mundane work« zu präferieren (Rantatalo/Karp 2018, 173).

Das beschriebene Spannungsfeld ist zweifellos relevant für die Polizeiforschung, für die folgende Arbeit ist allerdings weder das Handeln noch der Wahrheitsgehalt der Geschichten von Interesse. Vielmehr geht es darum, die Geschichten zu sammeln und ihre Botschaften sowie ihre Funktionen innerhalb der Polizei zu rekonstruieren. Narrative in Polizeiorganisationen können verschiedene Funktionen erfüllen, Barland erwähnt mit Rückgriff auf Robert Smith et al. (2014) drei, die er um eine weitere ergänzt: Narrative können eine lehrende, therapeutische, soziale und politische Funktion innehaben (vgl. Barland 2023, 976). Police stories vermitteln in Sozialisationsprozessen Inhalte, die im Ausbildungskontext teilweise nicht vermittelbar sind, wie beispielsweise unterschiedliche policing styles oder polizeikulturelle Werte (vgl. van Maanen 1973; Ford 2003; Rantatalo/Karp 2018). Weiter tragen sie zur beruflichen Identität bei, so ermöglichen z.B. »war stories« die Selbstpositionierung als »crime fighters« (Turner/Rowe 2021). Ebenso unterstützen Narrative bei der Emotionsarbeit und dienen so als »coping mechanism« (Rantatalo/Karp 2018; vgl. Fletcher 1996; Waddington 1999b). Viele Forschende bemerken zudem, dass Geschichten häufig Kameradschaft, Zugehörigkeit und Loyalität vermitteln (vgl. Flechter 1996; Behr 2008a, 86; Souhami 2020). In van Maanens Untersuchung erzählten beispielsweise erfahrene Polizist*innen den Neuankömmlingen Geschichten mit der Botschaft, dass Polizeikolleg*innen einander schützen müssen (vgl. van Maanen 1973). Wie Barland (2023) anhand der norwegischen Polizei aufzeigt, setzen Polizist*innen Geschichten ein, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. In Norwegen war es lange Tradition und galt als Ausdruck von Bürgernähe, dass Polizist*innen unbewaffnet auf Streife waren. Eine Haltungsänderung innerhalb der Polizei führte dazu, in Geschichten die Relevanz von Waffen zu betonen, da die Polizeiarbeit mit

permanenten Unsicherheiten und Gefahren einhergehe (vgl. Barland 2023, 973ff.).

We can therefore understand these stories as part of the negotiations the police were engaged with in 2017, and as influencing public opinion and politicians about the advantages of an armed police force. (Barland 2023, 981)

Eine weitere Funktion des polizeilichen storytelling, die im Kontext der vorliegenden Arbeit von besonderer Relevanz ist und weiter oben bereits erwähnt wurde, ist die Durchsetzung bestimmter Hegemonien, was mit Ungleichheiten oder Ausschluss verbunden sein kann. In den »war stories« steht häufig eine heroische Maskulinität als Figur im Zentrum, was das hegemoniale Männlichkeitsmodell der Polizei weiter zementiert und Frauen ausschließt (vgl. Behr 2008a; Kurtz/Upton 2018). Deziert untersucht Fletcher (1996), wie Frauen in der Polizei durch ein organizational storytelling auf zweifache Weise ausgeschlossen werden. Frauen sind als storytellers in der Polizei weniger anerkannt und kommen zudem in den Abenteuer Geschichten kaum vor. Weiter stieß Fletcher auf eine fiktive Geschichte, die männliche Polizisten ständig ihren Kolleginnen erzählten. Es handelt sich um eine Begegnung einer unbewaffneten Polizistin mit einem »250lb man in the alley«. Das Beispiel sollte verdeutlichen, dass Frauen ungeeignet sind für den Polizeiberuf. Organisationale Narrative können also sozialen Wandel wie die Akzeptanz von Diversität verhindern oder erschweren (vgl. Loftus 2009; Murgia/Poggio 2009).

Bisher wurden aus meiner Sicht selbstreflexive Geschichten von Polizist*innen nicht systematisch gesammelt und untersucht. Im Vordergrund stehen häufig Geschichten von Polizist*innen über ihren Arbeitsalltag. In der vorliegenden Forschungsarbeit sind Polizeigeschichten von Interesse, die Differenzen innerhalb der Polizei thematisieren und sie zur Polizeiorganisation in Verhältnis setzten. Ich bin also nicht an sogenannten »war stories« interessiert, sondern an Narrativen, die mit Differenzen und Minderheiten in der Polizei zusammenhängen. Dazu gehören paradoxerweise eben auch Geschichten, die Differenzen neutralisieren, ausblenden oder glätten. Das Sprechen über Differenzen ist vielfältig, auch ein Schweigen oder Unsichtbarmachen enthält eine Positionierung, ganz im Sinne von: Auch Nicht-Kommunizieren ist eine Form von Kommunikation. Da sich im Laufe der Untersuchung eben solche Differenzglättungen im Datenmaterial zeigten, war ich mit der Herausforderung konfrontiert, diese als organisationales Nar-

rationsmuster aus dem Datenmaterial zu rekonstruieren. Auf diesen Aspekt wird im nächsten Unterkapitel eingegangen.

3.4 Analytisches Instrumentarium zum Sichtbarmachen einer Praxis des Unsichtbarmachens

Wie bereits erwähnt, wurde ich mit der Herausforderung konfrontiert, dass Polizist*innen in ihren biografisch-narrativen Interviews Differenzen kaum thematisierten, z.B. durch Schweigen oder Nicht-Thematisieren oder gar Neutralisierung. Gleichzeitig zirkulierten in den Interviews Narrative, die darauf hinwiesen, dass es mit negativen Bewertungen verbunden ist, Differenzen anzuerkennen oder zu betonen (z.B. bei Frauen der schwache Körper oder bei ethnisch anders kodierte Menschen fehlende Loyalität). Zudem lässt die starke Betonung der Zugehörigkeit in der Polizeifamilie kaum Raum fürs Sprechen über Differenzen. Mit Blick auf konstruktivistische und ethnomethodologische Ansätze wie »doing gender« (vgl. West/Zimmerman 1987) oder »doing difference« (vgl. West/Fenstermaker 1995) lassen sich Differenzen bestens rekonstruieren. Die methodologische Debatte ist dabei, wie Hirschauer (2014) feststellt, oft einseitig auf die Betonung einer Leitdifferenz fokussiert:

Die Forschung hat oft alles rekonstruiert, was ihre Leitunterscheidungen herstellt, aufbaut, verfestigt und relevant macht. Aber sie ist viel unempfindlicher (weil in ihrem jeweiligen Fokus befangen) in Bezug auf die Möglichkeit von deren Irrelevanz, da sie zu viele Investitionen in ihnen hat. (Hirschauer 2014, 180)

Nicht nur werden damit einzelne Differenzierungen betont, auch werden diese isoliert betrachtet und nicht mit anderen ins Verhältnis gesetzt. Intersektionale Ansätze versuchen zwar verschiedene Differenzkategorien miteinander zu relationieren, doch auch dort werden die Differenzierungen oft kumulativ gedacht (vgl. Hirschauer 2014, 185). Hirschauer hat daher eine wichtige Debatte in der Geschlechter- und kultursoziologischen Differenzforschung vorangetrieben, indem er auf eine zentrale Forschungslücke hingewiesen hat, und zwar die der Neutralisierung und Relationierung von Differenzen. Beide Aspekte sind für die vorliegende Arbeit zentral.

In unterschiedlichen Kontexten konnten Konstruktions- und Abgrenzungsprozesse erforscht werden, so sind im Umkehrschluss auch »Unterbre-

chungen eines Konstruktionsprozesses« (Hirschauer 2001a, 209) möglich, ein Aspekt, der allerdings nach wie vor eher vernachlässigt wird. Hirschauer spricht in diesem Zusammenhang von der »zweifache[n] Kontingenz von Kategorien« (Hirschauer 2014, 181). Differenzen können in Interaktionen relevant oder nicht relevant gemacht werden:

Die Grundvorstellungen eines praktischen Vollzugs von Unterscheidungen und Zugehörigkeiten (doing x) impliziert nun aber auch, dass sie auch nicht getan werden oder zurückgenommen werden können. Ein solches undoing x liegt etwa vor, wenn eine visuell naheliegende Unterscheidung (z.B. nach Ethnizität) normativ inhibiert oder eine interaktiv vollzogene Unterscheidung zurückgewiesen oder ignoriert wird. Eine grundlegende Kontingenz von Humandifferenzierungen liegt also in ihrer prinzipiellen Negierbarkeit: Sie können gezogen oder zurückgezogen, aufrechterhalten oder unterlaufen werden. Am Horizont solcher Formen des Ungeschehen-Machens liegt aber auch die Option, dass eine Unterscheidung schlicht gar nicht vorgenommen wird, dass sie in bestimmten Situationen, Organisationen oder Feldern überhaupt nicht stattfindet (not doing x), sondern etwas Anderes. (Hirschauer/ Boll 2018, 11)

Damit rückt die Möglichkeit einer Indifferenz, der Irrelevanz oder einer Nicht-Thematisierung von Differenz ebenso in die Analyse sowie die Relevanzsetzung. Entsprechend differenziert und vielfältig sind Hirschauers Beschreibungen zu einer Irrelevanz, wie folgende Beispiele illustrieren: Differenzen oder Mitgliedschaften können unterbrochen oder kaltgestellt werden, ruhend sein oder in den Stand-by-Modus gehen (vgl. Hirschauer 2001a; 2014). Beobachtungen zu einem Stand-by-Modus, also von Momenten der Indifferenz der Differenzen, sind aus Hirschauers Sicht nicht machbar. »Beobachtbar ist nur eine Phase der Unterscheidungsnegation, des undoing, also des Ungeschehen-Machens einer Differenz« (Hirschauer 2014, 183). Damit ist dieses von Hirschauer definierte undoing stets mit einem doing verbunden, was mit dem »ambivalenten Ausdruck un/doing differences« (Hirschauer 2014, 183) nochmals deutlicher wird.

Wetterer (2002) knüpft an Hirschauers Überlegungen einer Irrelevanz von Differenzen an und unterscheidet innerhalb eines undoing oder einer Dethematisierung »zwei unterschiedliche Formen, die Ressourcen der Geschlechterdarstellung und -zuordnung nicht zu aktualisieren« (2002, 149). Erstens ein »Ruhenlassen«, was als eine »Nicht-Thematisierung von Geschlecht in der Interaktion« beschrieben werden kann (Wetterer 2002, 149).

Die zweite Form umfasst »aktive Strategien der Neutralisierung von Geschlecht, die als »Gegenstrategien zu Sexuierungsprozessen« zu fassen sind« (Wetterer 2002, 149). Bei der Nicht-Thematisierung bleibt das Geschlecht implizit als Hintergrunderwartung präsent, während bei der zweiten Form zwar auch die Geschlechterzuordnung als »Normalitätserwartung« implizit mitschwingt, jedoch versucht wird, »ihr mehr oder weniger aktiv und mehr oder weniger absichtsvoll entgegenzuwirken« (Wetterer 2002, 149). Diese Unterscheidung zwischen aktiven und passiveren Formen der Dethematisierung ist für die vorliegende Arbeit interessant, da sie dabei unterstützt, einen schwer fassbaren Gegenstand zu präzisieren.

Ein Unsichtbarmachen oder Neutralisieren von Differenzen kann also mehr oder weniger aktiv oder passiv erfolgen. Mit Blick auf Hirschauers Forderung, Differenzen in ihrer Relationierung zu anderen zu berücksichtigen, können auch Differenzen von einer anderen entweder verstärkt oder umgekehrt überschrieben oder zurückgedrängt werden. Die »differenzverstärkende Kreuzung« (Hirschauer/Boll 2018, 13) ist in der intersektionalen Forschung bereits gut verdeutlicht worden, während die Möglichkeit einer gegenseitigen Neutralisierung oder Minimierung vernachlässigt wird:

Es kann zu regelrechten Verdrängungskonkurrenzen kommen, wenn eine Differenz beansprucht, andere Unterscheidungen zu übertrumpfen und sie zu subsumieren (wie eine religiöse Zugehörigkeit, die in allen Lebensbereichen Höchstrelevanz reklamiert). (Hirschauer/Boll 2018, 14)

Es kann also Differenzen geben, die durch ihre erhöhte Intensität und absorbierende Zugehörigkeit andere Differenzen in den Hintergrund drängen. Auch das ist eine Form eines undoing und für die vorliegende Arbeit von hoher Relevanz. Wie wirkt sich die Mitgliedschaft in einer Polizeiorganisation auf das Thematisieren oder Dethematisieren von Differenzen aus? Aus dem Theorieteil und aus dem Forschungsstand wird bereits deutlich, dass sich die Zugehörigkeit in einer Clan-artigen Organisation, die sich als Familie versteht, auf alle Lebensbereiche auswirkt und bestimmend sein kann (vgl. Kapitel 2.2.4). Weiter zeigt die Forschung zur Cop Culture, dass die Mitgliedschaft in der Polizei mit spezifischen Haltungen und Wertungen einhergeht, welche die Gemeinschaft und Zugehörigkeit in den Vordergrund stellen (vgl. Kapitel 2.2.7). Im empirischen Teil wird deutlich werden, dass die Polizeimitgliedschaft eine mächtige organisationale Kategorie darstellt, die in starker Konkurrenz zu anderen Differenzen steht.

Differenzen können, wie bereits verdeutlicht, nicht mobilisiert oder aktiviert werden, sie können historische Konjunkturen erleben, feldspezifisch oder situationsbedingt (un-)wirksam sein und sind demnach kontextuell (z.B. biografisch oder organisationsspezifisch) (vgl. Hirschauer/Boll 2018, 14). Daher lassen sie sich nicht im Vorhinein festschreiben, weder ihre (Ir-)Relevanz noch, falls sie thematisch sind, ihre »Intensitätsgrade der Relevanz« (Hirschauer 2001a, 217). Die dezidierte Analyse von Differenzen bzw. ihre Rekonstruktion »ist letztlich eine Forschungsaufgabe« (Hirschauer 2014, 185; vgl. Kelle 2016; Piñeiro et al. 2021, 18).

An diese methodischen Implikationen einer feldspezifischen Rekonstruktion knüpft die Arbeit an und lässt sich mit meinem Forschungsstil der Grounded Theory vereinbaren: Welche Personen innerhalb der Polizei als Minderheiten und/oder normabweichend gelten und welche potenziellen Differenzen (ir-)relevant gemacht werden, wurde in der vorliegenden Arbeit im Forschungsprozess (u.a. durch das Theoretical Sampling und dem Kodieren) rekonstruiert und nicht im Vorhinein bestimmt. So konnten neben den in der Forschung häufig thematisierten Differenzen im Polizeikontext (Polizist*innen, sexuelle und ethnische Minderheiten) auch die »Hochstudierten« berücksichtigt werden, eine Kategorie, die in der europäischen Polizeiforschung in Bezug auf Diversität bislang vernachlässigt wurde (vgl. Sklansky 2006 zu den USA). Der empirische Teil behandelt daher das Sprechen über Differenzen zunächst nacheinander und separat bezogen auf die Minderheiten, um dann in einer Synthese die gemeinsame Sprechpraxis der Differenzglättung zu rekonstruieren.

Für die Betonung von Differenzen oder Neutralisierungen im Kontext von Geschlecht habe ich mich in Anschluss an Klinger (2014) in der Analyse für die Bezeichnung »(De-)Thematisierung« entschieden, da dies »die paradoxe Gleichzeitigkeit der Thematisierung von Geschlecht und der Nicht-Thematisierung von Geschlechterdarstellung und -zuordnung« (Klinger 2014, 11) unterstreicht. Klinger knüpft an Wetterers Definition der Nicht-Thematisierung an, wobei auch in der Geschlechterforschung (vgl. Pasero 1995) und in der Forschung zur Sozialen Arbeit (vgl. Beck 2021; Baßler 2023) der Begriff Dethematisierung sich bereits etabliert hat und teilweise unterschiedlich konnotiert ist. Der deutsche Begriff Dethematisierung betont vielleicht im Gegensatz zu Hirschauers Vorschlag von un/doing difference weniger die performative Ebene der Differenzkonstruktionen und Neutralisierungen, allerdings ist diese auch in der vorliegenden Arbeit mitgedacht. Zudem wird in Anschluss an Hirschauer und Wetterers Überlegungen angenommen, dass es unterschied-

liche Formen von Dethematisierungen von Differenzen gibt, beispielsweise implizite (z.B. Schweigen) und explizite Formen (im Sinne eines undoing, Neutralisierungen) sowie mögliche Überlagerungen (z.B. Mitgliedschaften, die andere verdrängen oder unsichtbar machen).

3.5 Beschreibung des Datenmaterials

Das Sample umfasst verschiedene Datentypen, nämlich biografisch-narrative Interviews mit Polizist*innen und Expert*inneninterviews mit Polizist*innen in der Personalabteilung und Ausbildung sowie Beobachtungsprotokolle und Dokumente der Polizeikorps (z.B. Statistiken, Broschüren, Rekrutierungsformulare, Beschreibungen auf Homepages etc.). Pro Polizeikorps wurden acht biografisch-narrative Interviews durchgeführt, davon waren je die Hälfte Frauen. Damit sind die Frauen im Sample deutlich überrepräsentiert, was jedoch der anfänglichen Themenauswahl geschuldet (siehe Kapitel 3.1.4.) ist. Hinzu kommt, dass der Frauenanteil exemplarisch für Diversität und organisationalen Wandel in der Polizei steht, weshalb mir viele Polizist*innen weibliche Polizistinnen vermittelten.

Tabelle 1

Übersicht Datenmaterial	
Interviews	
biografisch-narrative Interviews	16
Expert*inneninterviews	13
Interviews insgesamt	29
Dokumente	
Feldprotokolle	ca. 100 Seiten
objektive Protokolle	ca. 50 Seiten

Zum Zeitpunkt der Interviews waren die meisten Interviewpartner*innen der biografisch-narrativen Interviews zwischen 21 und 30 Jahren alt (sieben Personen). Da absichtlich pro Korps je zwei Polizeiaspirant*innen in Ausbildung interviewt wurden, ist diese Altersgruppe leicht überrepräsentiert. Die zweitgrößte Gruppe im Sample bilden die 51- bis 60-Jährigen mit fünf Personen. Zwischen 31 und 50 Jahren alt sind insgesamt vier Personen.

Zum Zeitpunkt der Interviews befinden sich vier Polizist*innen im zweiten Ausbildungsjahr. Sechs Polizist*innen sind in der Revierpolizei tätig. Diese übernehmen Aufgaben rund um Sicherheit und Ordnung und sind uniformiert. Im Vergleich zu anderen Einheiten sind sie für die Öffentlichkeit am sichtbarsten. Vier weitere Polizist*innen arbeiten in ermittelnden Einheiten. Diese sind meistens nicht uniformiert und führen u.a. (verdeckte) Recherchen, Ermittlungen, Fahndungen und Einvernahmen (bdt. Verhöre) durch. Zwei weitere Polizist*innen arbeiten für eine PR-Abteilung der Polizei. Polizeiorganisationen investieren viel in ihr Image und verfügen entsprechend über Abteilungen, die z.B. für die sozialen Medien oder Werbefilme zuständig sind.

Die große Mehrheit der interviewten Polizist*innen hat eine kaufmännische Ausbildung absolviert: Drei Polizist*innen in den Bereichen Banken und Versicherungen, drei im Detailhandel und eine in der Verwaltung. Vier Polizist*innen verfügen über eine gestalterische Ausbildung: zwei Personen im Bereich Holz und je eine Person im Bereich Textil sowie Werbung/Marketing. Zwei Polizist*innen weisen einen Abschluss im Gesundheitsbereich auf: eine Person im Bereich Altenpflege und eine in der Zahnmedizin. Zwei weitere Polizist*innen verfügen über eine gymnasiale Maturität (bdt.: Abitur) und eine weitere Person über einen Abschluss im Bereich Forstwirtschaft.

Tabelle 2

Übersicht Sample biografisch-narrative Interviews		
Organisationen:		Geschlecht:
Polizeikorps 1	8 Personen	4 Frauen, 4 Männer
Polizeikorps 2	8 Personen	4 Frauen, 4 Männer
korpsübergreifend	16 Personen	8 Frauen, 8 Männer
Alter:		
21–30		7 Personen
31–40		2 Personen
41–50		2 Personen
51–60		5 Personen
Tätigkeiten:		
in Ausbildung		4 Personen
Revierpolizei (uniformiert)		6 Personen
ermittelnde Einheiten		4 Personen
PR-Abteilungen		2 Personen
Vorberuf:		
kaufmännische Berufe		7 Personen
gestalterische Berufe		4 Personen
Gesundheitswesen		2 Personen
gymnasiale Maturität		2 Personen
Forstwirtschaft		1 Person

Folgende Merkmale weist das Sample der Personengruppe auf, die nach der biografisch-narrativen Methode interviewt wurde:

- Fünf Personen sind mit anderen Polizist*innen in einer Beziehung, eine davon ist geschieden und eine in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft.
- Vier haben direkte Verwandte in der Polizei: zwei Väter, ein Großvater sowie ein Onkel.

- Vier Personen träumten schon als Kind davon, zur Polizei zu gehen, zwei davon sind Frauen.
- Zehn Personen wurden von Polizist*innen aus ihrem Bekanntenkreis zum Beruf inspiriert.
- Acht Personen haben keine Rekrutenschule besucht, eine davon ist männlich.
- Acht Personen haben den bewaffneten Militärdienst absolviert, eine davon ist weiblich.
- Zwei Personen sind im oberen Kader, eine Person im mittleren Kader und die restlichen haben keine Vorgesetztenfunktion.

In beiden Korps wurden Polizist*innen in Leitungsfunktionen als Expert*innen interviewt: je zwei Bildungsverantwortliche und je zwei Personalverantwortliche. Letztere sind maßgeblich im polizeilichen Rekrutierungsprozess involviert und entscheiden darüber mit, welche Kandidat*innen in die engere Auswahl für eine Ausbildung und Anstellung bei der Polizei kommen. Entsprechend wurden sie auch bezüglich der Aufnahme- und Ausschlusskriterien, der Vielfaltsförderung und polizeilichen Berufsprofile befragt. In beiden Korps wurde zudem je eine Informationsveranstaltung zum Beruf besucht. Darin wurden Voraussetzungen, Berufsbild und der ganze Bewerbungsprozess für Interessent*innen erläutert. Die Leiter*innen der Polizeiausbildungen wurden bezüglich Vielfalt sowie nach ihren Einschätzungen zu den aktuellen Polizeiaspirant*innen befragt. Im Polizeikorps 2 wurden zusätzlich eine Mitarbeiterin der PR-Abteilung sowie eine Person mit einem politischen Mandat interviewt. Zudem wurden zwei Repräsentant*innen von Polizeivereinen befragt, die für das Thema Vielfalt besonders relevant sind: die Vereinigung von Schweizer Polizistinnen (VSP) und PinkCop Schweiz.

Tabelle 3

Übersicht Sample Expert*inneninterviews	
Polizeikorps 1	
Ausbildungsleitung	2 Personen
Personalleitung	2 Personen
Korps 1 insgesamt	4 Personen
Polizeikorps 2	
Ausbildungsleitung	2 Personen
Personalleitung	2 Personen
Kampagnenleitung	1 Person
politische Repräsentation	1 Person
Korps 2 insgesamt	6 Personen
korpsübergreifend	
Polizeivereine Vielfalt	3 Personen
beobachtete Anlässe	4 Personen